

Schöpfungsspiritualität

Konkurriert Mutter Natur unsere Kirchen?

Manuel Perucchi

Ökospiritualität ist im Trend, sei sie nun christlich oder anderweitig geprägt, und fordert unser gewohntes Kirche-Sein heraus. Das ist gut so und nötiger denn je.

Sie kennen das vermutlich auch: Die Wetterprognose für Sonntag versprach einen herrlichen Tag, und tatsächlich scheint am besagten Morgen die Sonne und lädt nach

draussen in die Natur. Eigentlich wollte ich ja mal wieder in den Gottesdienst – doch das milde Wetter und die frische Luft sind stärker und ich entscheide mich stattdessen für ein paar Stunden im Freien. Dagegen hat kaum jemand etwas einzuwenden. Was so manchen Christenmenschen schon eher zu befremden vermag, sind Aussagen wie: «Ich brauche die Kirche nicht. Ich finde das Göttliche für mich stattdessen in der Natur.» Da wird einem gelegentlich entgegnet, als Christ*in sei man nicht bloss Individuum, sondern Teil einer Gemeinschaft, was im Gottesdienst, im gemeinsamen Gebet und Gesang zum Ausdruck komme. Theologisch beschlagene Mitchrist*innen verdächtigen das Suchen und Finden von Gott in der Natur zudem als missverständenes Zusammendenken von Schöpfer und Schöpfung. Gott hat uns in die Welt gesetzt, damit wir sie verantwortungsvoll nutzen und bewahren. So weit, so bekannt. Diese etablierte Vorstellung trennt einerseits den Schöpfer von seiner Schöpfung und beinhaltet eine qualitative Abstufung Gott -> Mensch -> Natur oder «Um-Welt».

In der etablierten christlichen Tradition hat die Natur einen untergeordneten und damit schweren Stand. Gerade für Christ*innen, die Gott in der Natur suchen und finden, ist das nicht leicht. Ökologische Spiritualität wird kirchlicherseits nicht selten in die esoterische Schublade gesteckt. Ökospirituelle Wege zu gehen und sich gleichzeitig in der Kirche heimisch fühlen zu wollen, scheint bisweilen ein Spagat zu sein. Oder gar eine Konkurrenz: Vor einiger Zeit hat eine amerikanische Studie den Zusammenhang zwischen Kirchenbindung und Zugang zu einladender Natur untersucht. Die Forschenden haben dabei herausgefunden, dass in Gegenden mit mehrheitlich schönem Wetter, gut erreichbaren Wanderwegen oder Gelegenheiten zum Baden in einem See die Bindung der Menschen zur Kirche deutlich geringer ist als in weniger attraktiven Landesteilen. Gemäss der Studie bietet die Natur den Menschen mit geringer kirchlicher Verbundenheit eine persönliche, nicht-institutionelle und unmittelbare Erfahrung mit dem Heiligen. Da kann man sich fragen: Gibt es eine Möglichkeit, christliche Religiosität und Naturverbundenheit gleichzeitig und gleich ernsthaft zu leben? Wie könnte ein Weg aussehen, unsere spirituellen Wurzeln bereichern zu lassen durch eine tiefe Verbundenheit mit allem Lebendigen in der «Wildnis» um uns? Und was davon ist bereits in unserer Religion angelegt?

Weiterführende Literatur:

Victoria Looz: Church of the Wild. How Nature Invites Us into the Sacred, Broadleaf Books, Minneapolis/USA, 2021.

Weitere Informationen zur Wild-Church-Bewegung in Europa bzw. Deutschland: wild-church.de

In der Bibel führt Gott sein Volk aus Ägypten und bringt es in die «Wüste» oder «Wildnis», wie das hebräische Wort *midbar* in der Regel übersetzt wird. *Midbar* wurzelt im Verb *dabar*, was «sprechen» bedeutet. Daher lautet die zweite Bedeutung von *midbar* «Mund» bzw. «Sprechorgan». Die Wildnis ist also der Ort, der zu einem spricht. Gott führt die Israeliten in die Wildnis und spricht dort. Ich muss unweigerlich an den brennenden Dornbusch denken oder an Gottes Reden zu Mose auf dem Sinai. Auch Jesus stieg auf Berge, um zu beten oder



Gebänderte Heidelibelle
in der Abendsonne am
Sihlsee bei Einsiedeln.
Foto: cb

zog sich dafür zurück in die Stille der Wildnis. Ersetzt man also Wildnis oder Wüste mit einer Gegend, wo Gott sich den Menschen offenbart, wird aus dem unwirtlichen Flecken Erde ein Ort grosser Intimität mit dem Heiligen. Die Wüste ist also nicht länger eine göttliche Strafe, sondern ein Ort der Abgeschiedenheit, wo es ruhig ist, wo die Stimme gehört werden kann: die eigene, die der Vögel und Büsche – Gottes Stimme.

Die Wildnis ist alles andere als öde, sondern steht stellvertretend für alles Lebendige. Und durch dieses vielfältige, manchmal unkontrollierte Leben hindurch spricht Gott. Gott ist eben doch in allem Leben drin, ist nicht nur Schöpfer, sondern auch Teil seiner Geschöpfe und manifestiert sich in ihnen, in uns. Wir sind auch in die Wildnis gerufen. Wir sind aufgerufen und eingeladen, in Beziehung zu treten zu dem, was uns umgibt – und darin das Göttliche wahrzunehmen.

Das ist die Idee einer «Church of the Wild», die die Kirche quasi «an den Wurzeln packt» und biblische Narrative durch eine ökospirituelle Linse liest. Dabei wird die Gemeinschaft, welche unser kirchliches Leben prägt, hochgehalten – jedoch erweitert auf die Verbundenheit mit dem Leben, das über unsere eigene Spezies hinausgeht. Beim Konzept der «Church of the Wild», die aus den USA kommend mittlerweile auch in Europa Fuss fasst, geht es darum, unsere religiöse Praxis zu erweitern. Warum ging Jesus zum Beten auf den Berg und nicht in den Tempel? Wenn Jesus in die Natur ging oder im Jordan getauft wurde und dort die Taube auf ihn herunterkam, dann wird in den griechischen Bibeltexten meist die Präposition *eis* verwendet, was «hinein, in Berührung oder Verbindung mit» bedeutet. Jesus wurde in den Jordan hinein getauft, die Taube oder der Geist kam in Berührung mit ihm. Und im Gebet verband sich Jesus mit dem Berg. Das tönt stark nach indigenen Traditionen, wie sie heute in immer weniger Kulturen noch gelebt werden. Doch sie finden sich überraschenderweise auch in unseren alten christlichen Überlieferungen. Legen wir sie wieder frei und verbinden wir uns neu mit der unter Druck stehenden Erde. Und nennen wir auch das Kirche – «wilde» Kirche!

Manuel Perucchi

ist Pfarrer und arbeitet als Regionalpfarrer für die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn. Er ist Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses des oeku-Vorstandes.